

XII. Kapitel.

Durch den Col di Tenda zum Mittelländischen Meere. Monte Carlo, Monaco und die französische Riviera bis Nizza.

Endlich war die Stunde des Abschieds von Turin herangekommen. Um mich nicht noch einmal auf einer uninteressanten, schlechten Landstrasse in der fast unerträglichen Sonnenglut langweilen zu müssen, zog ich es vor, die 88 km bis Cuneo mit der Eisenbahn zurückzulegen, zumal ich auch heute noch einen Alpenpass, den Col di Tenda zu überwinden hatte, um Monte Carlo, mein Ziel für den heutigen Tag, zu erreichen. Cuneo ist eine gewerbreiche Stadt mit 20000 Einwohnern, sie liegt fast 200 m höher als Turin. Nach dem Frühstück bestieg ich, da die Stadt nichts von Belang bietet, mein Rad und fuhr auf stetig ansteigender, ziemlich guter Strasse den Seealpen zu über Borgo S. Dalmazzo nach Limone. Auf dem letzten Teile dieser Strecke führt die Strasse durch schöne Kastanienwälder in die Alpen hinein. Mächtige, bewaldete Bergabhänge, schroffe, kahle Felswände, die in der Ferne sichtbar werden, und liebliche Almen ergänzen sich gegenseitig zu einem harmonischen Bilde echter Gebirgssprache. Mehr und mehr tritt der alpine Charakter der Landschaft hervor, und die Strasse geht in Steigungen über, die sich auf die Dauer zu Rade nicht bewältigen lassen. Aber in einer solchen Gegend gehört eine Fusswanderung auch

für den Radler nicht zu den Unannehmlichkeiten einer Reise.

Nach einigen Stunden langte ich in Limone an und hatte damit wiederum die Höhe von 1010 m erreicht. Das in einem Thalkessel gelegene altertümliche Städtchen konnte mich weiter nicht fesseln, immer höher hinauf ging die Wanderung, bis nach der 1320 m hoch gelegenen Galleria del Col di Tenda, einem 4 km langen Tunnel. Die alte Strasse über die Passhöhe des Col di Tenda (1873 m) dient heute nur noch militärischen Zwecken und darf von Civilpersonen nicht mehr benutzt werden. Eine Eisenbahn nach dem Meere giebt es hier nicht, der Tunnel ist die einzige direkte Verbindung zwischen Turin und dem westlichen Teile der Riviera di Ponente. Er ist für Fuhrwerke und Fussgänger passierbar und elektrisch beleuchtet. Man hatte mir in Turin vor dem Tunnel grossen Respekt eingeflösst, der noch dadurch verstärkt wurde, dass sich mir in Limone eine ganze Anzahl bakschischlüsterner „Führer“ anbot. Der Felsengang sollte nämlich so nass und sumpfig sein, dass man allein zu Fusse kaum hindurch könne, geschweige denn mit dem Rade, und ich sollte deshalb mich und die Maschine mit einem Wagen, oder wenigstens das Rad auf einer Karre hindurch transportieren lassen. An diese Schreckbilder glaubte ich aber nicht, wenigstens fürchtete ich mich nicht davor. Am Eingange des Tunnels hüllte ich mich, da ich erhitzt war, fest in meinen Mantel und marschierte in den dunkeln Schlund hinein. Trotz des elektrischen Glühlichtes sah ich in der ersten Viertelstunde kaum eine Hand vor den Augen, ich musste mich erst an die Dunkelheit gewöhnen, da ich durch den plötzlichen Wechsel des Lichtes geblendet war. Karren waren hinter mir, Wagen kamen mir entgegen und meine Situation

war keineswegs beneidenswert. Um einem verhängnisvollen Zusammenstosse vorzubeugen, hatte ich vorher meine Laterne angezündet, mit der ich mich jedem näher kommenden Fuhrwerke bemerkbar machte. Je mehr ich mich der Mitte der Galleria näherte, desto mehr Wasser tropfte von den Wänden herab und desto schlüpferiger wurde der Boden. Schliesslich watete ich bis an die Knöchel in einer weichen Lehmmasse und die Maschine war fast nicht von der Stelle zu bringen. Mit Aufbietung aller Kräfte kam ich aber doch weiter und erreichte nach einer Wanderung von 50 Minuten den Ausgang dieses Mustertunnels. In der nächsten Tratoria reinigte ich Schuhe und Rad vom Schmutze und so hatte ich das Schwierigste des heutigen Pensums hinter mir.

Ich befand mich hier noch 1279 m über dem Meere und hatte bis zur Riviera nach Ventimiglia noch 66 km zurückzulegen. Die Thalfahrt ist für Radfahrer wegen der zahlreichen Kehren, besonders bis Tenda, nicht ungefährlich. Zwischen hohen Sandsteinfelsen führt die Strasse abwärts durch das Dorf Tenda nach der italienischen Grenzstation S. Dalmazzo di Tenda, wo ich den italienischen Zollschein visieren und abstempeln lassen musste. Einige Kilometer weiter befindet sich die französische Zollstation Fontana, an der ich nach vielen Umständen für 38 Francs einen französischen Zollschein und für mein Rad die dritte Plombe erhielt. Die Strasse von Tenda nach Ventimiglia ist nämlich sonderbarer Weise ungefähr in gleicher Entfernung von beiden Orten französisch und deshalb musste ich nacheinander vier Zollämter passieren. Die Landschaft ist hier sehr grossartig; die Strasse führt durch die Gola di Gaudarena, einen der bedeutendsten Engpässe der Alpen. Bis zu mehr als 400 Metern Höhe erheben sich die steilen Felswände.

zu beiden Seiten der Strasse, und gleichsam mit Mühe zwängt sich der brausende Wildbach zur Linken durch dieses Felsenthor.

Auf der Weiterfahrt ändert sich das Vegetationsbild, indem die alpine Flora allmählich der südlichen weicht, die ersten Ölbäume werden sichtbar, und die Pflanzenwelt wird immer reicher und üppiger. Versunken in den Anblick des schönen Landschaftsbildes fuhr ich langsam wieder der italienischen Grenze bei Breglio zu, als sich mir plötzlich ein finster dreinschauender französischer Gensdarm in den Weg stellte und mich nötigte abzusteigen und Rede zu stehen. Auf seine Frage nach meinen Papieren zeigte ich ihm meine Legitimationen, die natürlich deutsch geschrieben waren. Eine Weile musterte der gestrenge Hüter des Gesetzes dieselben verständnisvollen Blickes und gab sie mir dann mit überlegener Miene zurück. Dass die deutschen Buchstaben für ihn Hieroglyphen waren, und dass er nicht ein Wort in den Scheinen entziffert, geschweige denn den Sinn derselben verstanden hatte, vermutete ich von vorn herein. Und ich hatte mich mit dieser Vermutung nicht getäuscht, er erkundigte sich nach meinem Berufe, meiner Herkunft, nach Zweck und Ziel der Reise, alles musste ich ihm klar machen. Meine Person schien ihm aber trotz alledem verdächtig zu sein; in eindringlichem, festem Tone fragte er mich, ob ich Soldat sei oder nicht, und dabei konnte er sich der Bemerkung nicht enthalten, dass es gegenwärtig in Frankreich sehr viele deutsche Spione gäbe, vor deren Späheraugen selbst die Befestigungen dieser Strasse nicht sicher seien. Daraufhin lachte ich dem Heissporn ins Gesicht und ärgerlich über diese öde Anzapferei einem harmlosen Radler gegenüber erwiderte ich: „Es thut mir sehr leid, Ihnen sagen zu

müssen, dass ich den Preussen zum Soldaten viel zu minderwertig war; im Lande der Têtes carrées und Choucroutmen“, so nennt man die Deutschen mit Vorliebe in Frankreich, „gibt es so viele fehlerfreie Vaterlandsverteidiger, dass man kurzsichtige Staatskrüppel, wie mich, nicht nötig hat. Wenn ich allerdings zu eurer Grande nation gehörte, dann hätte ich trotz dieser Minderwertigkeit längst ein paar Jahre in roten Hosen herumlaufen müssen.“ Der Mann wusste nicht, was er darauf erwidern sollte, und als er einen Augenblick zur Erde sah, um den Sinn meiner Rede dem ganzen Inhalte nach zu erfassen, schwang ich mich aufs Rad und sauste mit einem kräftigen „Au revoir“ zu Thale, der italienischen Grenze zu. Ich hatte doch weder Zeit noch Lust, einem solchen Spionenriecher gegenüber ein bis ins kleinste gehendes Verhör zu bestehen. Es war ja auch zu lächerlich, mich für einen Spion zu halten, der ich doch nur in Gottes schönem Erdengarten spazieren fuhr und mich der Wunder freute, die mir die Natur allerorts in so reichem Maasse bot.

„Un amico tedesco“, das war der stereotype Ausdruck, mit dem mich die italienischen Beamten wie überall, so auch an der nächsten Zollstation auf das lebenswürdigste empfangen. Ich erzählte dem Grenzwächter das Intermezzo, welches ich soeben auf französischem Boden bestanden hatte, und er musste herzlich darüber lachen. Nachdem mein Zollschein wiederum mit dem Stempel versehen worden war, ging die Fahrt weiter thalabwärts, und nach ungefähr zwei Stunden kam ich aus dem malerischen Rojathale hinaus nach Ventimiglia, an das Meer. Es war mittlerweile dunkel geworden, und da ich wegen der berühmten Stechfliegen, die den meisten Leuten den Aufenthalt in dieser Stadt verleiden, hier nicht über-

nachten wollte, fuhr ich nach kurzer Rast in Gesellschaft eines Radlers aus Monaco nach Monte Carlo, wo ich zwei Stunden später anlangte. Die Zurücklegung dieser letzten Strecke hatte soviel Zeit erfordert, weil ich hier nochmals an einem italienischen und einem französischen Zollamte aufgehalten worden war; ich hatte also an einem Tage sechs Zollstationen passieren müssen, und mehr kann man doch nicht verlangen.

Die nähere Beschreibung der Strecke zwischen Ventimiglia und Monte Carlo folgt später gelegentlich der Rückfahrt von Nizza aus. Ich war in einem freigelegenen Hotel, welches mir empfohlen worden war, bestens aufgehoben und lag nach den Anstrengungen des Tages bald in den Armen des bekannten Gottes mit der Schlafmütze.

Als ich am andern Morgen erwachte, die Fenster-
vorhänge zurückschlug und vom Balkon aus zum
ersten Male in meinem Leben Monte Carlo mit seinen
herrlichen Gärten, die Küste und das Mittelländische
Meer im hellen Glanze der Morgensonne vor mir
liegen sah, da wusste ich nicht recht, ob ich dieses
entzückende Bild im Traume oder in Wirklichkeit
erschaute. Es war mir, als sässe ich im Theater,
und vor mir auf der Bühne sähe ich zwischen
phantastischen, feenhaften Coulissen ein farbenprächtiges
Gemälde, die tiefblaue Flut des Meeres, herrliche
Paläste, kurz, den ganzen Märchenzauber des Orients.
Aber es war Wirklichkeit, es war ein Paradies, ein
Eden, welches sich hier vor meinen Augen ausbreitete.
Und in der That, Monte Carlo bietet mit seiner
Umgebung wohl eines der schönsten Landschaftsbilder
der ganzen Erde.

Doch was für ein Volk hat unser Herrgott in
dieses Land hineingesetzt, wie ist hier in früheren
Jahrhunderten und bis in die neueste Zeit hinein

gewirtschaftet worden! Noch bis vor einigen Jahrzehnten war die Brotfabrikation Staatsmonopol, die Einwohner des Landes assen das fast ungeniessbare Brot aus der fürstlichen Bäckerei buchstäblich mit Thränen, selbst Fremde, die nach Monaco kamen, mussten jegliche Backwaaren ausserhalb der Landesgrenze lassen. Den klingenden Ertrag dieses Monopols, welches ein Hohn war auf Civilisation und Menschenrecht, verjubelte der „Herr“ in Paris. Böse Beispiele verderben gute Sitten, und wie der Fürst und die Regierung waren, so ist auch das Volk geworden. Auch der Unbefangene, der in der Chronik des Fürstentums Monaco blättert, kommt zu dem Schlusse, dass hier Jahrhunderte hindurch ein Piratennest der schlimmsten Art bestanden hat. Viel besser ist es jetzt in diesem schönen Lande auch noch nicht geworden, unter einem gleissenden Gewande zieht es noch heute die auserkorenen Opfer in seine Netze und richtet sie unbarmherzig zu grunde. Hier tritt, wie in so mancher Hinsicht, die ausgleichende Gerechtigkeit in der Schöpfung eklatant zu Tage, und unwillkürlich dachte ich an eine Geschichte, die man sich in Mexico erzählt. Frug da einst ein Naseweis den lieben Herrgott, warum er doch vor allen andern Länderstrichen der neuen Welt gerade Mexico mit den herrlichsten Wundern der Natur, mit ewigem Blütenschnee und unvergleichlichen Reizen landschaftlicher Schönheit ausgeschmückt habe? Auf diese Frage lächelte der liebe Gott und sprach: „Dafür habe ich den Mexicaner in dieses Land hineingesetzt.“ Und dass die Mexicaner nicht viel taugen, davon zeugen die Annalen der Landesgeschichte. Diese Erzählung lässt sich auf das Fürstentum Monaco recht gut anwenden, nur sind die Leute hier nicht halbwild und gewalthätig, sondern glatt und

geschmeidig, im allgemeinen untadelhaft von Manieren, witzelnd wie Pariser Salonhelden und — herzlos. In Monte Carlo werden alljährlich die grausamen, vom Staate sanktionierten Taubenschiessen arrangiert, der sportmässige Singvogelfang steht in voller Blüte, lebenden Fröschen werden die Schenkel als Leckerbissen für Pariser Gourmands abgeschnitten, und wieviele Menschen werden hingeopfert, immer wieder dem nimmersatten Moloch, dem Spielteufel, in den Rachen gejagt!

Der Aufschwung der Stadt Monte Carlo datiert aus den siebziger Jahren, da die Regierungen Deutschlands und anderer Länder Europas sich dazu angeschickt hatten, sämtliche Spielbanken zu schliessen. Ein spekulativer Kopf, der frühere Besitzer der Homburger Spielbank, sandte seine Agenten aus, um ein neues reizendes Fleckchen Erde ausfindig zu machen, auf dem er eine neue Spielbank unbehindert errichten könne. Dieses schöne Stückchen Land fand man an der Riviera, im Fürstentum Monaco und zwar auf dem Felsenplateau Monte Carlo. Der Unternehmer bot dem Fürsten ein jährliches Taschengeld von einer Million und erklärte sich ausserdem bereit zur Übernahme sämtlicher Steuern des Landes, zur Unterhaltung der Polizei und des Militärs. Der Souverain nahm dieses Anerbieten mit Begeisterung an, und nach einigen Jahren erstand auf dem Felsenvorsprung das Paradies Monte Carlo mit all seiner Pracht.

Eine wunderbare architektonische Schöpfung ist das Casino, die Spielbank, sie ist ein Werk des Erbauers der Pariser Grossen Oper. Ich erkundigte mich bei einem der reichbetressten Beamten, ob mir der Zutritt zu den Spielsälen, jenen goldstrotzenden, dem Mammon geweihten Hallen gestattet sei. Der zungengewandte Lakai bedeutete mir daraufhin, dass das Radfahrer-

Kostüm hier noch nicht salonfähig sei; wenn ich mir jedoch andere Kleider verschaffen wollte, stände dem Besuche nichts im Wege. Meinen Strassenanzug hatte ich aber der endlosen Zollgeschichten halber in der Schweiz gelassen, und deshalb musste ich auf die Besichtigung der innern Einrichtung des Casinos verzichten, vielleicht nicht zu meinem Schaden. — Wenn man vor diesem Palaste steht und an die endlosen Komödien und zahlreichen Tragödien denkt, die sich in seinem Bereiche abgespielt haben, so weiss man nicht, ob man alle diejenigen, die nach einem Sprichworte nicht alle werden, verlachen oder bemitleiden soll. Wie manches erschütternde Drama hat in diesen Mauern seinen Anfang genommen; wie viele unerfahrenen Menschen haben hier ihr Glück begraben, und wie mancher ist in rosigster Stimmung, mit goldenen Zukunftsträumen in diese Hallen eingetreten, den man am nächsten Morgen auf blumigem Rasen, mit durchschossener Schläfe, blutbedeckt wiederfand, oder dessen Leichnam die blauen Fluten des Meeres weinend an den Strand trugen. Als ein warnendes Mene tekel müssten überdem Haupteingange dieses Mammontempels in Flammenschrift die Worte stehen:

Ici deux portes à cet antre:
L'une s'ouvre à l'espoir, l'autre au crime, à la mort;
C'est par la première qu'on entre,
Et par la seconde qu'on sort.

Das sagte man mir in Monte Carlo, aber würde die Inschrift allen helfen? Die Geschichte der Spielbank ist ja fast ganz mit Blut geschrieben, und doch lässt sich dadurch niemand warnen. In einem der letzten Jahre betrug die Zahl der Opfer des Spielteufels in Monte Carlo nach den officiellen Berichten „nur“ 35 Tote.

Auf einer Wanderung durch die öffentlichen Palmengärten und die reizenden botanischen Anlagen

der Stadt wurden meine Gedanken von dem Casino abgelenkt und zurückgerufen in die schöne Natur. Wenn bei uns daheim in Deutschland ein eisiger Nord gewaltige Schneemassen vor sich hertreibt, und Jung und Alt in die warme Stube flüchtet, wenn sich daheim im deutschen Hause die traulichen Lichter des Weihnachtsbaumes in glückstrahlenden blauen Kinderaugen widerspiegeln, dann bereits tanzen hier schillernde Käfer und bunte Schmetterlinge ihre Tarantellen in den balsamischen Düften einer üppigen afrikanischen Flora.

Die Schönheit Monte Carlos, die Besichtigung der zahlreichen palastartigen Hotels und Villen, fesselte mich den ganzen Tag. Abends wohnte ich dem Concerte auf der Terrasse hinter dem Casino am Meere bei. Ich hatte dem Portier etwas mehr als den üblichen Obulus in die Hand gedrückt und wurde auf diese Weise trotz des verpönten Radleranzuges zum Garten zugelassen. Das zu diesem Concerte versammelte Publikum machte auf mich einen eigentümlichen Eindruck, ich weiss nicht, ob man alle diese Gestalten zu der sogenannten besseren oder anständigen Gesellschaft rechnen darf. Sonderbare Leute sah ich hier versammelt. Dort rechts in meiner Nähe sitzt ein Engländer, der mit seinen langen, dünnen Beinen einen Kreis nach dem andern auf dem Boden beschreibt; nicht weit von ihm langweilt sich ein glatzköpfiger Roué, der vielleicht so und so oft mit dem Ärmel das Zuchthaus gestreift; links in der Ecke unterhält ein schneidiger, glattgeleckter Franzose mehrere Damen, die, wenn sie Doctores juris wären, längst zum Justizrate avanciert sein müssten; am nächsten Tisch sitzt ein schwächlicher Jüngling, das Monocle fest ins Auge geklemmt. Seine weissblauen, durchsichtigen Hände umklammern krampfhaft den

Knopf des Stockes, in seiner Brust nagt der Wurm des Verderbens, der Tod steht in seinen bleichen Zügen geschrieben. Er war wohl nicht des Spieles halber, sondern zur Wiedererlangung seiner Gesundheit aus nördlichen Breiten hierhergeeilt. Komische Menschen giebt es doch auf der Welt, und am sonderbarsten sind sie dann, wenn sie allen Genüssen des Daseins gefröhnt, wenn sie blasirt und abgespannt, für jeglichen Reiz unempfänglich geworden sind. Weshalb mag der alte Herr da drüben mit dem hohlwangigen Gesichte wohl seit einer Viertelstunde auf die weisse Marmorplatte des Tisches starren? Ist es Resignation, hat er sein Vermögen im Spiele verloren, und denkt er vielleicht darüber nach, wie auf Gaunerart neue Reichtümer zu erwerben seien? Oder hat er es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Quadratur des Zirkels zu ergründen, das Perpetuum mobile oder den Stein der Weisen zu entdecken? Dies zu ergründen ist schwer. Physiognomien, wie unter dem Eindruck einer lähmenden Fermate in die Länge gezogen, vertrocknete, kartoffelkeimfarbene und feiste Gesichter, leuchtend wie der Vollmond, bieten hier ein weites Feld für physiognomische und psychologische Studien. Ein aus allen Kategorien der begüterten Gesellschaft bestehendes Publikum ist hier bunt durcheinander gewürfelt. Dort sitzt der Dandy neben dem weissgelockten Philosophen, der pensionierte Metzgermeister neben dem erlauchten Mitgliede aus irgend einem fürstlichen Hause, die Pariser Halbweltdame neben der untadelhaften Professorentochter, der heruntergekommene polnische Graf neben einem amerikanischen Schlotbaron und der Börsenjobber mit der Fragezeichennase neben einem degenerierten Anhänger des Buddha oder Confucius. Wenige hübsche, junge Damen waren hier zu sehen. Die holde Weiblich-

keit war fast ausschliesslich durch ältere Semester vertreten.

Das für Monte Carlo engagierte Orchester weist als Mitglieder nur echte Künstler, erste Meister ihrer Instrumente auf, und dass hier nur mustergiltige, formvollendete Musik geboten wird, hatte ich bald erkannt. Nicht allein die süsslichen Weisen der französischen und italienischen Meister waren auf dem Programm vertreten, sondern auch einige Marksteine aus der Geisteswerkstatt unserer deutschen Musikoryphäen. Beethoven glänzte mit einem meiner Lieblingsstücke, der farbenprächtigen Leonoren-Ouvertüre, und der grosse Richard Wagner in den entzückenden Tonfluten aus Tannhäuser und der Nibelungen-Trilogie. Diese trauten Akkorde aus der deutschen Heimat erklangen hier unter Palmen, inmitten einer Tropenlandschaft, in einer duftschwangeren Nacht am Ufer des mondbeglänzten Meeres. So oft ich später noch Gelegenheit hatte diese Tonwerke zu hören, dachte ich mit Freuden an jenen zaubervollen Sommerabend in Monte Carlo zurück, und für immer wird er mir unvergesslich bleiben.

Am nächsten Morgen wandte ich der Stadt den Rücken und fuhr nach Monaco, der Hauptstadt des gleichnamigen Fürstentums, die von einem 60 Meter hohen, in das Meer hineintretenden Felsen wie eine echte Raubritterfeste Küste und Meer beherrscht. Wohl kein Fürst der Erde schaut aus den Fenstern seines Residenzschlosses gleiche Herrlichkeiten, wie gerade der Beherrscher dieses kleinen, kaum 12000 Einwohner zählenden Landes. Von der Höhe des Plateaus geniesst man die herrlichste Aussicht auf das Meer und die Küste. Das fürstliche Schloss und die hübsche romanische Kathedrale sind eines Besuches in hohem Grade wert. Am Fusse der

Altstadt Monaco, unten an der Landstrasse, liegt die Neustadt Condamine, die gleichfalls klimatischer Winterkurort ist und prächtige Anlagen bietet. Von Monaco ging die Fahrt über Villefranche der Küste entlang nach Nizza, in die schöne Blumenstadt hinein. Hier beschloss ich für den Tag zu bleiben.

Nizza, französisch Nice, ist die Hauptstadt des französischen Departement des Alpes Maritimes und liegt mit 94000 Einwohnern an der herrlichen Baie des Anges, zu beiden Seiten des Flüsschens Paglione. Die Stadt wurde im V. Jahrhundert vor Chr. als Nikaea von der griechischen Kolonie Massilia, jetzt Marseille, aus gegründet, gehörte später zeitweise zu Frankreich, Sardinien, Savoyen, und ist seit dem Jahre 1860 wieder dem französischen Reiche einverleibt. Nizza ist der Geburtsort des aus der Zeit der grossen Corsen bekannten Marschalls Masséna und des berühmten italienischen Nationalhelden Garibaldi. In der Stadt hört man fast nur die französische Sprache, während italienisch von den weniger bemittelten Volksschichten, dem geringeren Teile der Bewohner, gesprochen wird.

Nizza ist berühmt als Blumen- und Fremdenstadt. Die Saison beginnt im Januar und endet mit der Regatta im April. Ungefähr 50000 Menschen aus aller Welt finden sich hier im Laufe eines Jahres zusammen, teils um Linderung körperlichen Leidens, teils um Vergnügen und Zerstreuung zu suchen. Das Klima ist mild; nach drei Seiten ist die Stadt von Bergabhängen eingeschlossen, nur die Südseite nach dem Meere hin ist offen. Diesem Umstande, dem Nizza das milde Klima zu verdanken hat, ist auch das Gedeihen einer wunderbaren Flora zuzuschreiben. Im Freien wachsen Johannisbrotbäume, Oleander, Lorbeer und Myrthe. Orangen und Citronen, Pfeffer-

bäume, Feigen und Mandeln, sowie die verschiedensten Arten herrlicher Palmen sieht man allenthalben in den wunderbaren öffentlichen Anlagen und in den reizenden Privatgärten. Durch den Vertrieb der Blumen, die Nizza nach allen Orten Europas versendet, hat diese Stadt ihren Wohlstand begründet. Wenn man aus dem Revier der grossen Hotels mit ihren Beefsteak- und Cotelette-Gerüchen hinaus in die balsamische Atmosphäre der blütenreichen Gärten und Blumenzüchtereien wandert, dann sieht man, wie verschwenderisch Flora diese Gegend mit ihren reizenden Kindern ausgestattet hat. Die Hecken, die bei uns in Norddeutschland zumeist aus Weissdorn bestehen, prangen dort grösstenteils in dem herrlichen Schmucke blütenreicher Geranien, die bisweilen eine ganz bedeutende Höhe erreichen. Der Glanzpunkt Nizzas ist die palmenbepflanzte Promenade des Anglais, welche sich fast eine Stunde weit am Gestade des Meeres dahinzieht und der Sammelplatz der eleganten Welt geworden ist. Hier war ich in ein buntes Leben und Treiben, ähnlich dem in Monte Carlo, hineingeraten. Unter dem Allerwelts-Publikum fielen mir besonders die zahlreichen Radler und Radlerinnen auf. Kinder, die kaum der Wiege entsprungen, und Greise, die bereits mit einem Fusse im Grabe standen, schöne und hässliche Jungfrauen glitten auf dem Stahlrosse beflügelten Laufes dahin. Die Kostüme waren zum grössten Teil geschmackvoll, andere aber wieder sprachen jeder Aesthetik Hohn. Ein stilvoller, über dem Meeresspiegel auf starken Pfeilern erbauter, geräumiger Pavillon verleiht dieser Promenade einen besonderen Reiz. Der Jardin publique mit der zierlichen Grotte und dem prächtigen Denkmale zur Erinnerung an die Vereinigung Nizzas mit Frankreich, ist eine wahre Perle der höheren Gartenbaukunst.

Schöne Strassen sind besonders die schattige Avenue de la gare und der Boulevard Victor Hugo. Den Hauptverkehr weist die Place Masséna auf. In einer von diesem Platze westlich abzweigenden Strasse, der Rue de France, befindet sich ein Marmorkreuz, welches an die durch Papst Paul 1538 herbeigeführte Zusammenkunft zwischen Karl V. und Franz I. erinnert und dem Stadtviertel Croix-de-Marbre seinen Namen gegeben hat. Ein Besuch des 97 m hohen Schlossberges mit den Ruinen einer von Ludwig XIV. zerstörten Burg und schöner Aussicht auf das Meer, die Stadt und das Gebirge beschloss das Pensum, welches ich mir für den Tag gestellt hatte. Etwa 1½ Stunde nordöstlich von Nizza befindet sich die weltberühmte Sternwarte mit dem grössten Refraktor Europas, der 18 m lang ist und dessen Linse 77 cm Durchmesser hat. Dem Publikum ist das Observatorium nicht ohne weiteres zugänglich. Bei einer Flasche trefflichen Burgunders verbrachte ich abends noch mehrere Stunden in der heiteren Gesellschaft einiger Franzosen und suchte bei Zeiten mein Lager auf.

Am nächsten Morgen schien die Sonne wieder ebenso freundlich auf mich hernieder wie sie ununterbrochen seit dem Tage geleuchtet, da der Regengott den gewaltigen Wolkenbruch vor mehr als acht Tagen auf den St. Gotthard und Airolo herabgesandt hatte. Meine treffliche Dürkoppmaschine befand sich in tadellosem Zustande, blitzblank geputzt harrte sie der Weiterfahrt. In Nizza war ich auf dem südlichsten Punkte meiner Reise angelangt und wandte nun der Stadt den Rücken, um nach Ventimiglia zurückzufahren. Als ich die ersten Kilometer hinter mir hatte und die Sonne ihre glühenden Strahlen im Vollglanze zur Erde sandte, da dachte ich mit sehr geteilten Gefühlen an die Strapazen, die mir noch bevorstanden, ehe ich

nach Genua und wieder über die Schweizeralpen nach einem andern Meere, der Nordsee, gelangen würde. Doch die Scenerie, welche ein schönes, stets wechselndes Bild von dieser Strasse aus bietet, half mir bald über alle Grübeleien hinweg, und frohen Mutes radelte ich langsam in den Morgen hinein.

Wenn man bei uns zu Hause von einer Radtour an der Riviera spricht, so stellt sich der Unbefangene daruntergewöhnlich eine herrliche, schattenreiche Strasse vor, die sich, überall glatt und eben, am Ufer des Mittelmeeres dahinzieht. Schön ist die Strasse allerdings fast überall, aber schattenreich und eben ist sie nur auf kurzen Strecken. Die Vernunft sagt dem Radler, dass es doch viel einfacher und vorteilhafter wäre, eine Verkehrsstrasse dicht unten am Meere anzulegen, statt sie in meilenweiten Umwegen über die Berge hinwegzuführen. Aber die Sache hat ihre triftigen Gründe. In früheren Zeiten war das Meer nämlich mit einer Unzahl von Seeräuberschiffen der Normannen, der Sarazenen und anderer Raubstämme belebt. Um diesen gefährlichen Räubern die Plünderung der Küstenorte aber nicht allzu leicht zu machen, legte man die Dörfer und mit ihnen die Strasse hoch oben an den Gebirgsabhängen an. Von dieser Höhe aus konnte dem Andrang der Piraten in vielen Fällen erfolgreich begegnet werden. Die Caps treten vom Gebirge aus als hohe, steile Felsmassive pyramidenförmig weit in das Meer hinein und fallen nach der Landseite hin wieder bis zum nächsten Fluss- oder Wildbachbette ab. Die Strasse führt nun über diese Caps hinüber, und der Radfahrer ist gezwungen die Maschine an der einen Seite derselben hinaufzudrücken und an der andern mit angezogener Bremse hinabzufahren. Nicht genug kann auf die Gefährlichkeit dieser Thalfahrt hingewiesen werden. Trotz der allent-

halben angebrachten Warnungstafeln der *Unione Velocipedistica Italiana*, sind alljährlich z. B. zwischen Monte Carlo und Ventimiglia am Capo Martino mehrere Radfahrer zu Tode gekommen.

Das Meer bildet an dieser, wie an den meisten derartigen Stellen eine Bucht, in die ein Bergbach mündet. Der Bach ist nun oft in schwindelnder Höhe überbrückt, und die Strasse beschreibt hier eine sehr scharfe Kurve, deren äusserster Punkt die Brücke ist. In schneller Fahrt sind nun manche ahnungslose Radler das Cap hinabgesaust und stürzten, da die Brücke erst sichtbar wird, wenn man sich ihr auf einige Decameter genähert hat, über die Mauer in das steinigte Bett des Baches, wo sie bei den Trümmern ihrer Maschine mit zerschmetterten Gliedern tot aufgefunden wurden. Dankenswerter Weise hat aber der italienische Radfahrerbund in letzter Zeit an der äussersten Peripherie der Kurve, hinter der Brückenmauer ein kräftiges, korbartiges Drahtnetz anbringen lassen, wodurch die Lebensgefahr in etwa vermindert ist. Jetzt kann der unvorsichtige Radler durch den Sturz immer noch zu Tode kommen, aber die Gefahr ist insofern verringert, als er nicht mehr in die grause Tiefe stürzen kann, wo er dem jähen Tode sonst unrettbar verfallen wäre.

Eine weitere Unannehmlichkeit der Rivierastrasse ist das blendende, schneeige Weiss ihrer Decke, welches auf die Dauer in Verbindung mit dem Geflimmer der glitzernden Meereswellen im Sonnenschein für die Augen fast unerträglich wird. Trotzdem ich bereits eine Brille mit leichtblauen Gläsern trug, war ich gezwungen, noch einen Zwicker mit grauen Gläsern zu Hilfe zu nehmen. Die Physiognomie der Scenerie erscheint dem also geschützten Auge in einem weniger freundlichen Lichte als dem unbewaffneten, aber daran ist nichts zu ändern.

Trotz aller dieser ungünstigen Umstände war ich bald wieder in Monte Carlo, wo ich ein wenig ausruhte. Dann fuhr ich mit neuen Kräften nach dem 10 km von hier entfernten Orte Mentone über das Capo Martino weiter und bald hatte ich auch diese Gebirgspartie hinter mir.

Mentone zählt 10000 Einwohner, gehörte früher zu Monaco und stand später als freie Stadt unter dem Schutze des Königs von Sardinien; seit dem Jahre 1861 ist Mentone französisch. Der Ort erfreut sich einer sehr geschützten Lage an dem weiten nach ihm benannten Golfe. Die Durchschnitts-Temperatur beträgt im Winter 10° Celsius. Orangen und Citronen gedeihen hier so vortrefflich, dass der jährliche Ertrag an diesen Früchten 50 Millionen Stück annähernd erreicht. Die Stadt an und für sich bietet ausser prächtigen Hotels und Privatbauten nicht viel, das schönste ist die Promenade du Midi, die sich an der Bucht bis zum Cap Martin hinzieht. An diese schliesst sich im Osten die Promenade de Garavan, auf der ich meinen Weg nach der französischen Grenzstation fortsetzte. Hier liess ich mir den hinterlegten Zoll zurückzahlen und drückte mein Rad, das nun um die Zierde der französischen Plombe ärmer geworden war, den steilen Berg hinauf zum italienischen Zollamte. Dort wurde mein Zollschein visiert und die italienische Plombe geprüft. Nach Erledigung dieser hochwichtigen Angelegenheit entliess man mich in Gnaden, so dass ich nun bis zur Schweizergrenze von allen Zollplackereien verschont blieb. Von der Höhe des von den Italienern befestigten und strategisch wichtigen Berges, dessen Scheitelpunkt die Grenze bildet, fuhr ich in schnellem Tempo zu Thale und dann wieder hoch hinauf über den Felsen von Mortola nach Ventimiglia, dem alten Albintimilium der Römer.

Da ich die Stadt gerne etwas genauer kennen lernen wollte, beschloss ich trotz der Stechfliegengefahr bis zum nächsten Tage hier zu bleiben. Ich fand bald ein passendes Hotel, und nachdem ich dort mein Rad in Sicherheit gebracht hatte, wanderte ich zur Altstadt hinauf und stieg von da zu den Ruinen des Castello d'Appio empor. Hier bietet sich eine schöne Aussicht auf das Meer und die Landschaft. Interessant ist in Ventimiglia die Kirche S. Michele, deren Krypta mächtige Säulen mit Inschriften aus der Römerzeit aufweist. Die Strassen der Altstadt sind sehr enge und nicht allzu sauber. Nachdem ich von meinem Ausfluge in den unteren Stadtteil zurückgekehrt war und zu Abend gegessen hatte, unternahm ich noch einen kleinen Spaziergang durch die palmenreichen Anlagen am Meere und bald nachher, gegen neun Uhr, lag ich bereits in den weichen Federn.